

man sich, auch angesichts der aktuellen politischen Entwicklungen, zurück. J. sieht hier, im Unterschied zum national orientierten lothringischen Klerus, in der Region die zentrale Bezugsgröße. Die theologischen Deutungen des Krieges sind jeweils (national/regional) kontextgebunden. Sowohl der elsässische wie der lothringische Klerus ging von denselben theologischen Prämissen aus (Krieg gehört zur Welt; er ist von Gott zugelassen und unter bestimmten Voraussetzungen gerecht). Diese führten jedoch zu unterschiedlichen Einschätzungen aufgrund der konkreten Kriegserfahrung: „der Krieg als unvermeidbares Übel und eine ausgesprochen unpolitische Betrachtungsweise hier [i. e. im Elsass], der Krieg als verschuldeter Angriffskrieg der Mittelmächte und ein dezidiertes Bekenntnis zum eigenen Nationalstaat und seinen Kriegszielen dort [i. e. Lothringen]“ (19). Quellenkritisch ist jedoch anzufragen, ob die zur Verfügung stehenden (divergenten) Quellengattungen diesen von J. gezogenen Schluss rechtfertigen. Offensichtlich kennt die elsässische Überlieferung die für Lothringen typischen Ego-Dokumente nicht oder nur in weitaus geringerem Umfang.

Probleme bereitet die konkrete Anwendung der von J. zugrunde gelegten Methodik. Die Quellen, so die Verfasserin, werden erschlossen, „indem ihr Entstehungszusammenhang und der Erfahrungsraum des Autors rekonstruiert werden, also die mit Kriegseinsatzort beziehungsweise Aufenthaltsort, Aufgabe und Rollenverständnis gegebenen Voraussetzungen. Bei der Auswertung werden die so eingeordneten Quellen immer wieder mit den vorhandenen nationalen und religiösen Deutungsangeboten abgeglichen“ (22). Dieser Abgleich geschieht jedoch zu schematisch und wird auf nahezu jede Quelle angewandt. Hier wäre eine seltenere, dann jedoch komplexere Analyse hilfreicher gewesen. Die Pragmatik theologischer Sprache scheint mir insgesamt tiefgründiger zu sein. Ein Beispiel für eine nicht angemessene Interpretation: Im zentralen Teil wird über das Gebet als „Waffe“ gehandelt. Zitiert wird hierbei die (ironische!) Charakterisierung des Rosenkranzes als „Maschinengewehr“ (180). Wie wir aus der Verwendung des Begriffs „Kreuzzug“ wissen („Gebetskreuzzug“) müssen Militärattribute nicht militaristisch gemeint sein. Hier wie dort geht es etwa um Entschiedenheit und Ausdauer. Das Gebet wird nicht einfach zur Waffe oder gar zur „Kriegspartei“ und damit semantisch militarisiert. Ich würde in diesem Fall schlichter ansetzen: Es handelt sich um eine Metapher, die sich wohl an Kugeln und an der Analogie zwischen dem monotonen Geleier des Rosenkranzgebetes und dem Geratter des Maschinengewehrs festmacht. Zukünftig nimmt sich

der Verfasser vor, den Rosenkranz mit „weniger Eile und mehr Geschmack“ zu beten. Er adaptiert also eine fremde Tätigkeit (Maschinengewehrgebrauch) auf das für ihn Gewohnte hin (Rosenkranzgebet). Die verwendete Ironie schafft Distanz bzw. sucht, Distanz zu schaffen. Folgende Deutung scheint mir überzogen: „[...] sondern hier wurde das Gebet zur Waffe. Damit wurde das Gebet auch zur Kriegspartei. Entsprechend war demnach auch der Adressat des Gebets auf dieser Seite der Front zu finden. So wurde der Kriegseinsatz des Priesters in dieser Logik auch dann wirksam für den Kriegsausgang, wenn er religiösen Tätigkeiten nachging“ (180).

Kleriker beherrschen das Spiel mit der Sprache. Umso wichtiger ist J.s Feststellung, dass die Kleriker im Krieg kein Instrumentarium besessen hätten, um die Kriegserfahrungen 1914–1918 theologisch oder theoretisch aufzufangen (352). Von daher wirken die traditionell bekannten Deutungsmuster des Krieges, die J. nachweist, befremdlich. Die beiliegende CD-ROM beinhaltet alle längeren Zitate der lothringischen Quellen neben der deutschen Übersetzung, wie sie auch im Buch abgedruckt sind, auch im französischen Original. Dankbar ist man für das (französische) Kriegstagebuch von François Godefroy. Das dreiseitige Personen-, Ort- und Sachregister weist auch im Orts- und Personenteil erhebliche Lücken auf.

Frankfurt

Jörg Seiler

*Uwe Kaminsky: Innere Mission im Ausland.*

Der Aufbau religiöser und sozialer Infrastruktur am Beispiel der Kaiserswerther Diakonie (1851–1975). Stuttgart: Steiner 2010, VI + 274 S., ISBN 978-3-515-09687-4.

Der vorliegende Band von Uwe Kaminsky thematisiert das internationale Engagement des sozialen Protestantismus am Beispiel der Auslandsstationen der ältesten deutschen Diakonissenanstalt in Düsseldorf-Kaiserswerth. Der Autor betrachtet Kirche und Diakonie dabei als „frühe internationale Akteure“, die sich bei ihrem Versuch, eigene diakonische Modelle im Ausland zu implementieren, mit den dort vorhandenen Kulturen und Religionen auseinandersetzen mussten. In einem Längsschnitt von 1851 bis 1975 erforscht Uwe Kaminsky die Kaiserswerther „Orientarbeit“, die vor allem in Jerusalem, Konstantinopel, Beirut, Kairo und Alexandria stattfand. Schwestern aus Kaiserswerth bauten in diesen Städten Kranken- und Waisenhäuser, Kindergärten, Altersheime und Schulen auf. Obwohl Theodor Fliedner, der Gründer des Diakonissenmutterhauses, die Einheimischen „in Finsternis und Schatten

des Todes sitzen“ sah und die „Erniedrigung und Verwahrlosung“ des weiblichen Geschlechts beklagte, war sein Ziel nicht die Bekehrung Andersgläubiger, sondern er wollte die kleinen evangelischen Gemeinden vor Ort stärken, unterstützen und nach Möglichkeit ausbauen. Fliedner setzte dabei auf die Vorbildfunktion eines gelebten Tatchristentums, das in die Umgebung hineinwirken sollte.

Der Autor weist einleitend darauf hin, dass seine Forschungsergebnisse sich auf eine breite Quellenbasis stützen können. Der Studie liegt ein Projekt zugrunde, in dessen Verlauf mehr als 1.000 Einzelakten aus Registraturbeständen der Kaiserswerther Diakonie erstmals geordnet und verzeichnet wurden. Hinzu kommt die Überlieferung verschiedener in- und ausländischer Archive wie zum Beispiel des Evangelischen Zentralarchivs der EKD und des Bundesarchivs in Berlin, der National Archives in London und des Israelischen Staatsarchivs in Jerusalem.

Die Studie von Uwe Kaminsky gliedert sich in vier Hauptteile, die chronologisch aufeinanderfolgen. Im ersten Teil gibt der Autor einen Überblick über die Kaiserswerther „Orientarbeit“ von 1851 bis 1914 mit dem Ziel, prägende Elemente herauszuarbeiten, die auch später von Bedeutung blieben. Die „Orientarbeit“ galt anfangs evangelischen Deutschen und anderen Europäern im Nahen Osten, deren Gemeindeaufbau mit den Mitteln der Inneren Mission, die soziale Arbeit und die Vermittlung protestantischen Christentums miteinander verknüpfte, gefördert werden sollte. Der Autor zeigt auf, welche hohe symbolische Bedeutung besonders die Tätigkeit im „Heiligen Land“ für das Selbstverständnis des Mutterhauses hatte. Alle Auslandsstationen galten als Lern- und Bewährungsfelder für die Schwestern, die dort ihre Fähigkeiten und ihre Motivation unter Beweis stellen konnten. In Deutschland steigerten Berichte über den Auslandseinsatz die Spendenbereitschaft und erhöhten die Attraktivität des Diakonissenmodells.

Ihre „Blütezeit“ erlebten die Auslandsstationen überwiegend im 19. Jahrhundert, obwohl die Anziehungskraft auf einheimische junge Frauen auch in dieser Zeit gering blieb. Nur wenige traten der Schwesternschaft bei. Neben Krankenhäusern waren Waisenhäuser und Mädchenschulen wichtige Aufgabenschwerpunkte. Teilweise hatten die Einrichtungen offenbar tatsächlich Vorbildfunktion. Mehr am Rande weist der Autor darauf hin, dass die 1851 in Jerusalem für Mädchen gegründete Internatsschule Talitha Kumi dort die Gründung von fast einem Dutzend weiterer Mädchenschulen anregte. Kurz skizziert Kaminsky die individuelle Entwicklung, die einzelne

Arbeiten nahmen. Diese vollzog sich in Wechselwirkung mit regionalen Ereignissen. Vor Ort richtete sich die Kaiserswerther Arbeit abweichend von dem ursprünglichen Konzept an recht unterschiedliche Zielgruppen. Während in Talitha Kumi im 19. Jahrhundert neben evangelischen viele griechisch-katholische Mädchen lebten, nahm ein Waisenhaus in Smyrna nach dem Pogrom an den Armeniern auch armenische Waisenkinder auf, die bald die Mehrheit bildeten. In einigen Krankenhäusern wurden überwiegend Europäer behandelt, zum Beispiel Kaufleute, Touristen und Seefahrer, im Jerusalemer Hospital waren einheimische muslimische Patienten bereits 1863 in der Überzahl.

Schwerpunkt des zweiten Teils ist die Fortführung der Arbeiten zwischen den Weltkriegen. Nach dem Ersten Weltkrieg waren die meisten Stationen von Enteignungen und Ausweisungen des kirchlichen Personals betroffen. Kaminsky beschreibt die Rückgabeverhandlungen, die in den verschiedenen Gebieten unterschiedlich verliefen. Dort, wo sie erfolgreich waren, kam es zu einer „Nachblüte“ der „Orientarbeit“, unterstützt durch das Engagement des Kaiserswerther Vorstehers Siegfried Graf von Lüttichau. Die Betrachtung der Auslandsstationen in der NS-Zeit ergibt „disparate Befunde“. NSDAP-Ortsgruppen blieben teilweise bedeutungslos. In Jerusalem wirkte sich besonders der wachsende arabisch-jüdische Konflikt aus. Finanz- und Nachwuchsprobleme des Mutterhauses in Deutschland stellten die „Orientarbeit“ zunehmend in Frage. Im Zweiten Weltkrieg kam es wiederum zu Beschlagnahmungen der Häuser und Internierungen der Schwestern.

Der dritte Teil verfolgt die Zeitspanne von 1945 bis 1975. Ausführlich stellt der Autor die Verhandlungen zwecks Rückgabe des Kaiserswerther Besitzes dar. Vor allem der Symbolwert der Arbeit und das Durchhaltevermögen einzelner Diakonissen, die an ihren Stationen unbeirrt festhielten, trugen mit dazu bei, dass die „Orientarbeit“ an einigen Stellen bis in die 1970er Jahre hinein weitergeführt wurde. So wurde etwa Talitha Kumi 1950 in Beit Jala neu gegründet und nahm palästinensische Flüchtlingsmädchen auf. Am Beispiel der traditionsreichen Internatsschule, die bis heute in der Trägerschaft des Berliner Missionswerks existiert, zeigt Kaminsky die Stärken und Schwächen der „Orientarbeit“ auf. Ein 1960 errichteter Neubau in Beit Jala hatte viele Mängel, es gelang immer weniger, frei werdende Stellen mit neuen Schwestern zu besetzen, zeitgemäße Bildungskonzepte wollten die Schwestern nicht umsetzen. Dennoch war die Schule beliebt, weil die Kinder dort auch ernährt und medizinisch versorgt wurden. Die Leis-

tungen der Schwestern fanden vielfach Anerkennung und wurden auch vom jordanischen König zur Kenntnis genommen.

Im vierten und letzten Teil beschreibt der Autor die Aufgabe der Auslandsfelder als Folge der Krise der Kaiserswerther Diakonie. Der zunehmende Mangel an Schwesternnachwuchs und fehlende Refinanzierungsmöglichkeiten erscheinen als wichtigste Gründe für die Aufgabe der „Orientarbeit“. Vereinzelt neue Arbeitszweige im Ausland gewannen keine besondere Bedeutung mehr. Neue Perspektiven im Sinne einer partnerschaftlichen Unterstützung der Bemühungen vor Ort, ein modernes Bildungs- und Gesundheitswesen aufzubauen, konnten nicht gefunden werden.

Die in der Einleitung benannte kulturelle Dimension taucht in den verschiedenen Kapiteln immer wieder auf, zum Beispiel in den Aussagen der Schwestern über das Ansehen der diakonischen Arbeit oder in ihren Klagen über die „Andersartigkeit“ der Einheimischen. Leider wird diese Thematik aber nur wenig ausgeführt. Dafür wird die Bedeutung der politischen Rahmenbedingungen für die Entwicklung der Auslandsstationen umfassend beschrieben. Insgesamt leistet die quellennahe Studie einen wichtigen Beitrag zum Verständnis eines diakonischen Arbeitsfeldes, das bisher nur unzureichend erforscht wurde.

Bielefeld

Bärbel Thau

*Jens Stöcker: Das Rettungshaus – ein Lebenszeichen.* Die Konstitution der Rettungshausbewegung in der bayerischen Pfalz. Heidelberg: Winter 2010 (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 39), 328 S., ISBN 978-3-8253-5683-5.

Mit dem Buch von Jens Stöcker ist eine weitere regionalhistorische Studie zur Geschichte der Inneren Mission seit ihren Anfängen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zu einem ihrer zentralen Arbeitsbereiche erschienen. Die Pfalz als ehemalige französische Provinz mit ihren Rettungshäusern in Haßloch (gegr. 1850), bei Rockenhausen (Inkelthaler Hof, gegr. 1854) und in Pirmasens (gegr. 1857) gilt dem Autor als Exempel für das „Ineinandergreifen (...) institutioneller Erziehung mit gesellschaftlichen, politischen und theologischen Entwicklungen“ sowie für das „komplexe Zusammenspiel verschiedener ideeller und gesellschaftlicher wie staatlicher Einflüsse“ (S. 20). Besonders deutlich wird diese Beziehung von Politik und Religion zu Beginn des fünften Kapitels herausgearbeitet.

Genauer geht es dem Autor mit seiner Studie darum, die Bedingungen in der Pfalz

als „Ausnahmesituation für die Sozialgeschichte im 19. Jahrhundert“ (S. 101) herauszustellen und die Rettungshäuser in der Pfalz als *Bewegung* zu verstehen. Dass es sich um eine solche handelt, wird u. a. damit erklärt, dass sich einzelne sozial-karitative Einrichtungen bzw. Anstalten mit gleicher Zielsetzung vernetzten. In gleicher Weise geht Stöcker von einer eigenständigen pfälzischen Erweckungsbewegung aus und korrigiert damit die bisherigen Forschungsergebnisse, welche v. a. Einzelinitiativen erweckter Pfarrer im Blick hatten. Während Letzterem zuzustimmen ist und der Autor den engen Zusammenhang von Rettungshausidee und Erweckung bzw. Innerer Mission nachvollziehbar herausarbeitet, überzeugt die Beschreibung der pfälzischen Rettungshäuser als *Bewegung* nicht restlos.

Die Arbeit umfasst den Zeitraum zwischen der Konstitution der Bewegung mit der Gründung des „Evangelischen Vereins für die protestantische Pfalz“ 1848 und der Übernahme staatlicher Erziehungsaufgaben, was mit einer Veränderung der Zielsetzung und Umsetzung der Rettungshausidee korrespondierte. Die Untersuchung endet deshalb bei den Protagonisten der zweiten Generation in den 1870/80er Jahren.

Der volkskundliche Ansatz wird durch Anleihen aus der Pädagogik, der Diakoniewissenschaft und der Theologie/Kirchengeschichte ergänzt. Die wichtigste Referenz bilden die zahlreichen Quellen, die der Autor in verschiedenen regionalen und Zentralarchiven gehoben und ausgewertet hat. Berücksichtigt wurden dabei sowohl Publikationen für eine breitere Öffentlichkeit, wie Jahresberichte und (Auto)Biographien, als auch Zöglingsakten und diverse Ego-Dokumente. Der Autor folgt damit der Tradition archivalisch-volkskundlicher Forschung. Die zahlreichen Quellenauszüge und -verweise zeugen von einer breiten Materialkenntnis. Allerdings sind nicht alle Schlüsse nachvollziehbar – beispielsweise, dass die mangelhafte Dokumentation in den Rettungshäusern Ausweis für die Betonung der Außendarstellung sei, zugleich aber in Kassation der Aktenbestände begründet liege (S. 290).

Das Buch gliedert sich in sechs Kapitel, wobei das erste auf eine ausführliche Einleitung und das letzte auf ein Resümee entfallen.

Da der Autor darum bemüht ist, die Pfalz in ihrer besonderen Situation als ehemalige französische Provinz mit z. T. parallel geltenden, sich aber widersprechenden Gesetzen zu präsentieren, stellt er im zweiten Kapitel die soziale Lage in der Pfalz im 19. Jahrhundert sowie die staatliche Armenfürsorge dar, u. a. anhand statistischer Erhebungen zu Kinderarmut und Verwahrlosung.